

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 29

Artikel: Sieben kehren heim [Fortsetzung]
Autor: Renaud, Jeanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SIEBEN KEHREN HEIM

JEANNE RENAUD

11. Fortsetzung

Alle ihre Hoffnungen konzentrierten sich jetzt auf den Oktober, in dem das Kind geboren werden sollte. Es schien ihr, dass mit diesem Kinde alles wieder gut werden sollte. Hein, ihr Mann, der jetzt auf die Schwiegertochter und vielleicht mehr noch auf den Köbi so böse war, würde seine Meinung ändern. Der Köbi würde vielleicht von sich hören lassen. In diesen Träumen fühlte sich Frau Schnewlin glücklich.

Die Maschine surrte noch etwas lauter und der Stoff lief noch etwas schneller unter dem emsigen Schiffechen hindurch. So überhörte sie das Klopfen an der Tür. Es war auch ein zaghaftes Klopfen gewesen. Jetzt war es schon etwas stärker und Frau Schnewlin hielt mit Nähen inne. Sie rief erstaunt «Herein!»

Wer sollte wohl jetzt, am frühen Nachmittag kommen? Sie schaute über den Rand der Brille hinweg zur Tür und gewahrte einen grossen Mann, der sich umständlich zur Tür herein drehte.

«Köbi!» schrie Frau Schnewlin und lief ihm entgegen.

«Mutter!» sagte der Köbi verlegen und strich der Mutter immerzu übers Haar, denn sie weinte an seiner Brust.

Nachdem sie sich ausgeweint hatte, sagte sie: «Nun setz dich aber», und ging zum Schrank, um die Kaffeebüchse zu holen.

«Ich geh' schnell Kaffee kochen», sagte sie. Dabei schluckte sie noch ein wenig, ehe sie das Zimmer verliess.

Der Köbi schaute in der Stube umher, in der die zwei Betten standen und errötete, als sein Blick auf die Nähmaschine fiel. Mit spitzen Fingern nahm er den Stoff, den er darauf liegen sah. Einiges war schon fertig, ein ganzer Ballen lag noch bereit.

Da begriff Köbi, dass seine Mutter für Geld nähte. Dann fiel sein Blick auf das Häufchen mit Babywäsche. Er nahm Stück für Stück in seine verarbeiteten Hände und bevor er das letzte wieder fein ordentlich an seinen Platz zurücklegte, wischte er sich schnell über die Augen, denn seine Mutter brachte die Kaffeekanne.

«Ach, Mutter», sagte Köbi und wusste nicht weiter.

«Lass' nur, Köbi, ich weiss schon.»

Frau Schnewlin war so glücklich, ihn vor sich zu sehen, dass sie keine Selbstanklagen des Sohnes hören wollte. Plötzlich fiel ihr etwas ein:

«Und die Trudi?» wollte sie wissen.

Der Sohn wurde wieder verlegen, er blickte hierhin und dorthin, ob da nicht irgendwo ein Mäuseloch sei, in das man sich verkriechen könne.

«Aha», sagte die Mutter und man konnte wohl sehen, dass ihre Freude fort war.

«Sie weiss also nicht, dass du hier bist?» forschte sie weiter.

«Nein.»

«Das ist schlimm, besonders wenn es der Vater erfährt.»

«Mutter», begann er unbeholfen. «Die Trudi ist jetzt überhaupt ein wenig seltsam. Und dann musst du verstehen, dass sie sich überhaupt nicht vorstellen kann, wie es draussen aussieht. Wie wir draussen gelebt haben und dass wir alles verloren haben ohne eigene Schuld. Dort in der Näherei, in der sie arbeitet, hat man sie aufgehetzt. Man hat ihr erzählt, alle, die draussen waren, seien Nazis gewesen. Jetzt kämen sie zur Heimat, um von den Steuern zu leben, nachdem die Naziherrlichkeit vorbei ist.»

«So, das ist es also», sagte Frau Schnewlin und presste die Lippen aufeinander.

«Mutter», bat er. «Jetzt ist Trudi noch beleidigt, weil sie gar nicht begreift, dass sie euch gekränkt hat, verstehst du? Sie meint, Ihr hättet nicht gleich fort zu laufen brauchen. So ohne ein Wort. Was soll ich bloss tun?» fragte er verzweifelt. «Ich kann doch jetzt nicht so hart mit der Trudi sein!»

Er warf einen hilflosen Blick auf das Häuflein Babywäsche.

«Du musst es mit Liebe versuchen», seufzte die Mutter. «Vielleicht wird alles besser, wenn das Kind kommt. Auch die Hetzerei wird einmal aufhören und man wird wieder vernünftig mit ihr reden können.»

Der Sohn atmete auf. «Du bist so gut mit mir, Mutter. Zu gut.»

Es klopfte schon wieder an der Türe und Frau Schnewlin verwundert, wer wohl störe, rief wieder «Herein».

Diesmal war es Sybil. Sie stand in einem hellen, kurzen Kleidchen in der Tür und sah ganz kindlich aus.

Frau Schnewlin umarmte sie — das tat sie immer, seit Sybil allein war — und dann stellte sie stolz ihren Sohn vor.

«Hoffentlich störe ich nicht?» fragte Sybil, die wusste, wie sehr Frau Schnewlin sich über den Besuch des Sohnes freuen musste.

Nun war es Schnewlin junior selbst, der lebhaft widersprach. Er rückte Sybil einen Stuhl zurecht und war so liebenswürdig, wie er es nur vermochte. Frau Schnewlin war froh, dass Sybil da war, so konnte der Vater, wenn er nach Hause kam, keine unangenehmen Fragen an den Sohn stellen.

«Ullmann kommt nachher auch noch», verkündete Sybil. «Er wollte mich abholen und auch einmal «Guten Tag» sagen.»

Die Zeit verging wie im Fluge. Sybil wunderte sich, wie aufgeschlossen der junge Schnewlin war und was man alles mit ihm reden konnte. Die Atmosphäre, die diese natürlichen Menschen um sich verbreiteten, tat ihr so wohl, dass sie lebhaft und heiter wurde.

Plötzlich standen Schnewlin und Ullmann gleichzeitig in der Tür. Es gab ein grosses Hallo und eine freudige Begrüssung.

Ullmann und Sybil fanden, es sei besser, jetzt zu gehen. Man konnte die kleine glückliche Familie ruhig sich selbst überlassen.

Sie schritten langsam durch die Dämmerung. Beide hatten keine Lust, das Tram zu nehmen.

«Wie glücklich sie in ihrem geraden, engen Leben sind!» meinte Sybil.

«Auch Sie werden es wieder sein, Sybil.»

Sie lächelte ein wenig. Ich bin schon jetzt ein ganz klein wenig glücklich. Ich darf arbeiten, etwas leisten und mein Musikstudium fortsetzen.»

Sie blickte ihn fragend an. «Ist es sehr schlecht von mir, ein ganz klein wenig glücklich zu sein?»

Sie sollen es sein! sagte er überzeugt. Es war das erstemal, dass sie dieses Thema im Gespräch mit ihm berührte.

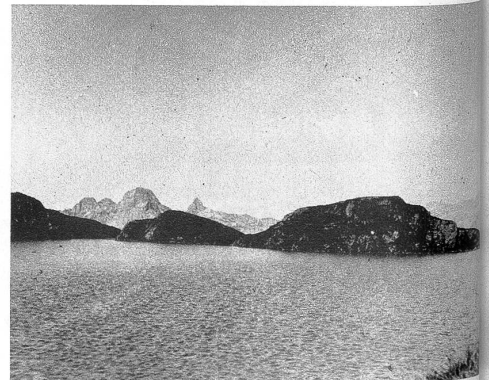
«Sie werden sich sicherlich gewundert haben, dass ich kein Schwarz trage, nicht wahr?»

«Nicht sehr», gab er zögernd zu.

«Es geht nicht gut, wegen der Leute im Büro», erklärte sie ihm. «Ausserdem hatte ich nicht einmal Geld, um mir irgend etwas zu kaufen. Es ist mir auch unangenehm, meinen Schmerz so wie ein Aushängeschild



Leglerhütte (SAC) 2277 m inmitten des Glarner Freiberges. Im Hintergrund die Glärnisch-Südseite. (Photo H. Schönwetter, Glarus)



Der Milchspülersee südlich der Leglerhütte. Im Hintergrund (von links nach rechts) Oristock, Hoher Turm und Faulen. (Photo G. C. Amstutz, Wabern)

mit mir herumzutragen. Können Sie das verstehen?»

«Ja», sagte er, «ich kann es besser verstehen, als Sie ahnen können. Ich wollte Ihnen noch etwas sagen», fuhr er fort. «Ich habe Sie ganz falsch eingeschätzt. Ich hielt Sie einfach für eine schöne junge Frau, die nichts kann und — sogar ein wenig oberflächlich ist. Verzeihen Sie mir!»

«Es gibt nichts zu verzeihen, Sie hatten ja recht — leider. Aber es freut mich, dass Sie mir sagen, dass es nicht mehr so ist.»

So gingen sie nebeneinander durch den milden Sommerabend. Sybil war noch mit der Vergangenheit belastet. Die Wunden waren noch frisch. Es wäre ihr noch nicht eingefallen, dass Ullmann sie lieben könnte, oder dass sie selbst für ihn mehr fühle als

freundschaftliche Zuneigung. Sie empfand nur, dass seine Gegenwart ihr eine beruhigende und stärkende Sicherheit spendete.

12. Kapitel.

Ende des Monats August bat Herr Mayr Ritter zu sich. Der Ingenieur fuhr voll hochgespannter Erwartungen nach Schwyz, besass er doch unbedingtes Vertrauen in Herrn Mayrs Beharrlichkeit und Fähigkeiten. Nachdem sie in den gemütlichen Sesseln Platz genommen, die Ritter nun schon so wohl vertraut waren, begann Mayr in seiner bedächtigen Art zu berichten.

«Sie werden von dem Erfolg meiner Bemühungen wahrscheinlich nicht vollauf befriedigt sein.» Er machte eine Pause, um dann fortzufahren: «Ich glaube aber trotz-

dem, dass wir den Umständen entsprechend erreicht haben, was zu erreichen möglich war. Die Interessenten für Ihren Plan, die auch die notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen vermögen, sind gefunden.»

«Bitte, keinen Optimismus», meinte er lächelnd, als er bemerkte, wie sich das Gesicht des Ingenieurs erhellte. «Wir sind erst am Anfang unseres Erfolges, denn man ist in der Schweiz gewohnt, ebenso bedächtig wie gründlich vorzugehen. Vor allem wird es unmöglich sein, die notwendigen Verhandlungen in Belgien oder im Ruhrgebiet lediglich von hier aus zu führen, wenn es auch einem unserer Geldgeber, einem bekannten Industriellen gelang, erste Fäden anzuknüpfen. Es müsste also ein Fachmann die genannten Gebiete bereisen, mit den dortigen Stellen verhandeln, um uns auf Grund seiner Beobachtungen bei seiner Rückkehr die geeigneten Vorschläge zu unterbreiten. Ich habe Sie für diese Aufgabe in Vorschlag gebracht und mein Vorschlag wurde ohne Einwand angenommen. Nun», er sah Ritter prüfend in die Augen. «was meinen Sie dazu?»

«Sagte ich nicht bei unserer ersten Begegnung, ich würde der erste Schweizer sein, der in die Kohlengruben ginge?» fragte Ritter zurück. «Nun, da haben Sie meine Antwort!» Mayr lächelte zufrieden. Er hatte sich im Charakter des Ingenieurs nicht getäuscht.

«Ich ginge am liebsten mit Ihnen», beteuerte er.

Der Kreis der Freunde, die miteinander die Grenze überschritten und seither zusammengehalten hatten, verkleinerte sich immer mehr. Durch den Tod Gérards war auch Sybil dem Klub ferngeblieben. Sie stand eigentlich nur noch mit Schneuwins und Ullmann in Verbindung.

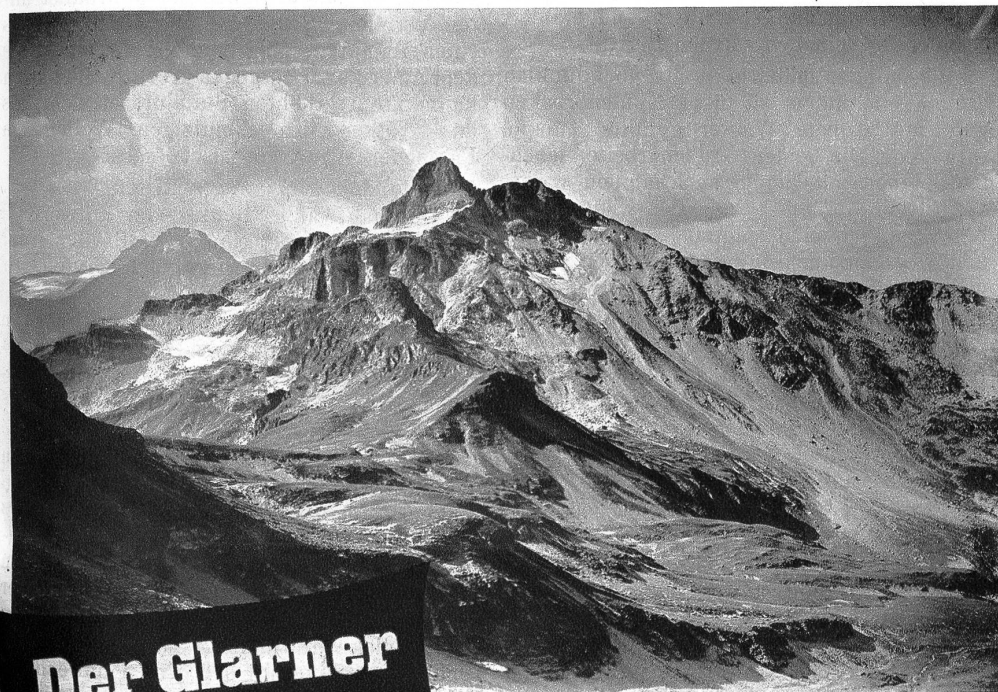
Honegger war nun schon zwei Wochen fort, wahrscheinlich im Rheinland, ohne dass Nachricht von ihm eingetroffen wäre. Sogar Redaktor Höhne begann sich seines Schweigens wegen Sorgen zu machen, hatte er doch allerlei Wege vorbereitet, auf denen Honeggers Post hätte eintreffen sollen.

Nun nahm auch Ritter von Schneuwins und Ullmann an einem letzten Klubabend Abschied. Er rief sogar Sybil in Brunners Büro an und bat sie, einmal seine Frau zu besuchen, wenn sie Lust und Zeit habe. Sybil sagte zu und fügte bei:

«Ich wünsche Ihnen, dass sich alle Ihre Hoffnungen erfüllen möchten!»

Ritter beabsichtigte in zirka zwei Monaten zurück zu sein. Trotz seiner Genugtuung darüber, nun endlich dem ersehnten Ziel näher zu sein und seine Kräfte dafür einsetzen zu können, fiel ihm die Trennung von Helene und den Buben unendlich schwer. Während ihn der Zug bereits der Grenze entgegenführte, glaubte er noch immer Helenens Stimme zu hören, die ihm im Augenblick des Abschieds zuflüsterte: «Gott schütze dich!» Obgleich weder Helene noch er besonders fromm zu nennen waren, empfand er die Worte seiner Frau als natürlichen Ausdruck der Gefühle, die sie bewegten.

Nach einer ziemlich abenteuerlichen Fahrt langte Ritter im Ruhrgebiet an. Tag für Tag stieg er in Begleitung eines Minenoffiziers und einiger Arbeiter in den verschiedenen Gruben herum, ein Unternehmen, das nicht immer ohne Gefahr war.



Die Nordseite des Kärpfstockes (höchste Gipfelgruppe im Glarner Freiberg. (Photo H. Schönwetter, Glarus)

Der Glarner Freiberg

Wenn wir unseren Reiseführer aufschlagen, die Augen über die Karte der Schweiz spazieren und über dem Kanton Glarus verweilen lassen, so fällt uns gleich auf, wie aus seiner Mitte, einer Insel gleich, ein Bergmassiv ragt: der Glarner Freiberg, ein einzigartiges Kleinod der nördlichen Alpenwelt. Umschlossen von Linth- und Sernftal besitzt die Gipfelfamilie des Freiberges im Kärpfstock ihre höchste Erhebung.

Im Winter freuen sich tausende von Skifahrern an den langen und so überaus abwechslungsreichen Abfahrten vom Kärpf nach Schwanden, Elm oder Linthal. Im Sommer und Herbst aber ziehen viele Wanderer in diese heimelige Berggegend, um in der grossen einsamen Stille die drei grossen Kostbarkeiten des Glarner Freiberges zu geniessen.

In edlem Sinn für Ursprünglichkeit und Naturschönheit haben vor einigen hundert Jahren die Bürger des Kantons Glarus beschlossen, jede Jagd aus der Berginsel zwischen Sernf- und Linthal zu verbannen. Der Bestand an Gamsen wird heute auf 1500 geschätzt. Ueberall in kleinen Karmulden oder auf fettigen Weidestellen trifft der Wanderer auf Gamsrudel von 20 bis 100 Tieren oder begegnet eine friedliche Gamsfamilie mit spielenden Kitzen. Aber nicht nur die Gamsen geniessen hier ein freies Leben. Auch unzählige Murmeltiere und Schneehühner, viele Schneehasen, Wiesel und Alpenvögel und einige Adler sind hier zu Hause. Zu oberst auf dem Gipfel des Kärpfstockes aber, auf 2795 m, wohnen graubraune Mäuschen.

Nicht allein die Tierwelt, sondern schon die Landschaft an und für sich, offenbart sich dem Wanderer in ihrer fesselnden, mannigfaltigen Eigenart. Hier überrascht uns ein kleiner weiss- oder tiefblauer Karssee, dort entdecken wir eine kühne himmelragende Felsform, überall blicken uns strahlende Bergblumen an. Und wenn wir unseren Blick in die Ferne schweifen lassen, so kommen wir uns gut geborgen vor inmitten des grossen Gipfelwalles, dessen Türme keine geringeren sind als der Glärnisch, Ortstock, Tödi, Hausstock, Vorab und Spitzmeilen. Zwischen diesen Bastionen können wir bis zum Hohentwyl, zum Chasseral, zur Schreckhorngruppe, Berninagruppe, zur Zugspitze und zum Säntis blicken und mit Hilfe des neuen Panoramas zahlreiche andere Berggipfel entdecken.

Seit über 100 Jahren hat der Glarner Freiberg durch eine dritte Eigenart das Interesse vieler Besucher auf sich gezogen. Es waren dies vor allem Geologen. Sie stiegen ins Kärpfgebiet hinauf, um die Spuren eines der schönsten Beispiele der Alpenüberschiebung und alter erstarrter Lava zu sehen. Riesige, teilweise über 100 Meter mächtige schneeweisse bis violett-schwarze Lavamassen bauen nämlich die Gipfel des Freiberges auf.

Es kommt uns wie ein Wunder vor, dass sich alle diese kostbaren Eigenarten in derselben, einzigartig abgeschlossenen, viel besuchten und doch sehr einsamen Berginsel im Herzen des Glarnerlandes finden, und wer schon einige Tage hier oben verbrachte, kehrt gerne immer wieder zurück, wie in eine zweite stille Heimat.

G. C. Amstutz

In Anbetracht dessen, dass erst einige Monate seit Kriegsende vergangen waren, konnte man die Zahl der bereits wieder in Betrieb gesetzten Gruben als ausserordentlich gross bezeichnen. Die geförderte Kohle begann sich bereits zu wahren Bergen anzuheufen, ohne dass vorläufig genügend Verkehrsmittel zur Verfügung gestanden hätten, sie an ihre Bestimmungsorte zu führen.

So wurde Ritter bald klar, dass eine Belieferung der Schweiz mit Kohle nicht nur von der Inbetriebnahme einer oder mehrerer Gruben, sondern vor allem von dem Wiederschiffbarmachen des Rheins abhängig sein würde.

Auch für die beabsichtigte Pacht einer Grube hatte der Ingenieur vorläufig wenig Begeisterung bei den zuständigen Besatzungsbehörden zu erwecken vermocht.

Man hatte eher für eine Anstellung seiner Person sowie für sein neues Patent Interesse gezeigt.

Immerhin liess man ihn bereitwillig zahlreiche der noch stillliegenden Gruben besichtigen und gab ihm stets eine kleine «Eskorte» mit, wie er seine Begleitung nannte.

Obleich Ritter ein Mensch war, der sich nicht leicht entmutigen liess, und trotzdem er hoffte, in Belgien wesentlich günstigere Bedingungen vorzufinden, war er doch an diesem Morgen ungewöhnlich deprimiert. Die Verhältnisse, denen er hier draussen täglich begegnete, brachten ihm in immer stärkerem Masse die Grösse des Chaos zum Bewusstsein, das dieser Krieg heraufbeschworen hatte. Welch ungeheurer Anstrengungen würde es bedürfen, dieses hoffnungslos zerrüttete Europa wieder aufzubauen!

Ritter nahm sein Frühstück im Kasino der Minenoffiziere ein. Als er später das zuständige Büro betrat, wurde ihm ein junger, amerikanischer Reporter, Mr. Collins, vorgestellt, der ihn bat, mit ihm die Grube besichtigen zu dürfen. Collins war ein frischer, echt amerikanischer junger Mann, und Ritter wunderte sich, dass er eigentlich genau so aussah, wie man sich amerikanische Reporter nach dem im Film erteilten Anschauungsunterricht vorzustellen pflegt.

«Es geschieht hier so furchtbar wenig», lachte er Ritter freundlich an, «vielleicht kann ich meiner Zeitung endlich einen Bericht schicken.»

Der Minenoffizier war derselbe, der Ritter seit einigen Tagen begleitete, auch er war noch jung und nannte sich Brown. In seiner kühlen, zurückhaltenden englischen Art verstand er sich ausgezeichnet mit dem ruhigen, sachlichen Ingenieur.

Ritter betrachtete aufmerksam die beiden deutschen Grubenarbeiter, die man ihm beigegeben hatte und die ihn in voller Grubenausrüstung erwarteten. Der eine, ein blonder Westfale, schien höchstens 21 Jahre alt zu sein. Er war gross und kräftig. Auf seinem sympathischen Gesicht war gleichwohl ein Zug von Hoffnungslosigkeit zu lesen, wie er Ritter hier auf fast allen Gesichtern begegnete. Der Ingenieur hätte sich nicht vorstellen vermocht, dass der grosse blonde Bursche lächeln könnte.

Er hiess Dahl und sein Kamerad wurde Henke genannt. Bei diesem handelte es sich um einen untersetzten Mann mittleren Alters, der dem Engländer, dem Journalisten und

auch Ritter zuweilen einen Blick unverhohlenen Hasses zuwarf. Seine ganze Erscheinung machte auf den Ingenieur einen finsternen Eindruck.

Sie hatten einen ausserordentlich schwierigen Einstieg in die Grube zu bewältigen, der Ritter lebhaft an seine Bergtouren in der Heimat erinnerte. Die Förderkörbe waren natürlich ausser Betrieb; auch war es kaum anzuraten, sie in ihrem jetzigen Zustand zu benützen.

Als sie den ersten Stollen erreichten, wiederholte Brown noch einmal seine bereits zu Beginn ihrer Exkursion geäusserte Feststellung, dass das Betreten dieser Grube als besonders gefährlich zu bezeichnen sei, da einige tiefer gelegenen Stollen unter Wasser ständen und andere bereits eingestürzt seien.

«Das Grubenholz ist überall angefault», beendete er seinen trockenen Bericht.

Sie drangen mühsam in den stockdunklen Stollen ein, indem sie über Kohlenbrocken und mit trübem Wasser gefüllte Tümpel sprangen. Die beiden Grubenarbeiter leuchteten ihnen mit den Schachtlampen voran.

Ritter, der als letzter den kleinen Zug beschloss, schien es plötzlich, als drohe ihnen, wenn sie auch nur einen einzigen Schritt weiter vorwärts gingen, eine noch unbekannte Gefahr.

«Halt!» wollte er rufen, als plötzlich ein fernes Rollen aus der Richtung, aus der sie soeben gekommen waren, an sein Ohr drang. Das Geräusch kam näher auf sie zu, bis es den Raum um sie her mit einem gewaltigen Rauschen erfüllte.

Den fünf Männern, die sich instinktiv auf den Boden geworfen hatten, schien es, als werde die Luft gleichsam zusammengepresst, dann polterte es noch einmal und dann war es wieder so still wie zuvor.

Das Ganze hatte sich mit solcher Schnelligkeit abgespielt, dass es den Männern jetzt, nachdem wieder tiefe Stille sie umfing, schien, als hätten sie geträumt. Die kühle Stimme des Minenoffiziers Brown war die erste, die das Schweigen brach:

«Dahl», befahl er in seinem rollenden Deutsch, «sehen Sie nach, was passiert ist!»

Während das flackernde Grubenlämpchen Dahls um die nächste Biegung verschwand, blickten die Zurückgebliebenen sich an. Man hätte von keinem von ihnen behaupten können, dass er nicht ruhig und gefasst gewesen wäre, aber in ihren Augen stand tiefer Ernst.

Lediglich Henke stand etwas abseits und der Ausdruck seines Gesichtes liess ihn jedoch seiner Beobachtung nicht sicher sein.

Dahl kehrte nach ungefähr einer Viertelstunde zurück. Sein Gesicht war noch verschlossener als zuvor, nur eine Spur blasser. Er sprach ruhig und mit gelassener Stimme: «Der Stollen ist hinter uns eingestürzt. Der Rückweg ist abgeschnitten.»

«Gibt es einen andern Ausweg?» fragte Brown, und Ritter gelangte trotz des Ernstes der Situation zu der Feststellung, dass dieser dickschädelige Westfale und der kühle Engländer sich augenscheinlich ausgezeichnet verstanden. Jedenfalls waren beide in ihrer unberührten Art aufreizend ähnlich.

Dahl zögerte einen Augenblick mit der Antwort, um die Gruppe von Männern mit einem abschätzenden Blick zu streifen.

«Nein», antwortete er dann. «Einige hundert Meter vorn steht der Stollen, der sich dort senkt, unter Wasser. Lediglich hinter uns gibt es noch einen Zugang zu den Aussenstollen.»

Er hatte kaum geendet, als das feine Ohr Ritters abermals ein, wenn auch leiseres Rauschen vernahm. Plötzlich erkannten auch die anderen ein Plätschern.

«Wasser!» schrie Dahl. «Hier hinauf!»

Sie liefen ein paar Schritte und gelangten seitlich an eine zirka zwei Meter hohe Wand. Der junge, gewandte Dahl hatte sich in Sekunden schnelle hinaufgeschwungen. Henke folgte ihm erstaunlich geschickt. Die beiden Männer halfen den andern.

Dahl zog Brown herauf, Henke den Ingenieur, so dass lediglich der Journalist unten verblieb. Ritter sah die Hand Henkes einen Wimpernschlag lang zögern, ehe er sie dem Amerikaner entgegenstreckte. Sie hatten kaum ihren erhöhten Standort erreicht, als das Wasser in schmutzigen Wellen an den Füssen der Wand vorbeischoß.

«Wo sind wir?» fragte Ritter.

Diesmal war es Henke, der antwortete:

«Dies ist der Beginn eines Stollens, der später nicht weiter getrieben wurde. Er reicht zirka 20 Meter weit.»

«So haben wir also einen Lebensraum von zirka 20 Kubikmetern zur Verfügung», meinte der Amerikaner Collins mit seiner frischen Stimme. «Wir wollen versuchen, es uns so bequem wie möglich zu machen.»

Er setzte sich als erster auf einen kleinen Geröllhaufen nieder, und während Ritter ihm aufmerksam betrachtete, fiel ihm auf, dass dieser junge Amerikaner seine Unbekümmertheit nicht nur zur Schau trug, sondern dass sie echt und angeboren war. Keiner der Anwesenden hätte sich wohl in diesem Augenblick gewundert, wenn er, seine Schreibmaschine auf den Knien haltend, einen Bericht für seine Zeitung getippt hätte.

Brown zog eine Skizze der Grube aus seiner Tasche und vertiefte sich darin. Er breitete die Karte im trüben Licht der Grubenlampen aus und bat Ritter höflich, sie mit einzusehen. Sie stellten indessen an Hand der Karte fest, dass die Vermutungen von Dahl und Henke auf Richtigkeit beruhten.

«Wir müssen warten, bis man uns herausholt», sagte Ritter möglichst gleichmütig und so, dass alle es hören konnten.

Brown sah den Ingenieur sekundenlang an, und dieser verstand sehr wohl, was er sagen wollte.

«Es ist unmöglich, uns hier herauszuholen», verriet dieser Blick.

Henke, der am Rande des Stollens hockte und auf das schmutzige Wasser starrte, rief: «Das Wasser steigt!»

Plötzlich wandte er sich Brown und Collins zu:

«Ihr verfluchten Hunde, Ihr verfluchten Hunde!» Seine Stimme blieb kühl, fast unberührt, nichtsdestoweniger war sie erfüllt von Hass.

Collins wollte aufspringen, doch Brown hielt ihn mit einer raschen Bewegung zurück. Er tat als habe er nichts gehört.

«Das Wasser steigt!» fuhr Henke frohlockend fort, seine Stimme wurde härter und lauter.

(Fortsetzung folgt)